



**D**AS FORTGEHEN DES SOHNES zum Vater ist die Voraussetzung für die Herabkunft des Geistes. Ein heiliger Tausch vollzieht sich im Durchgang von Ostern zu Pfingsten. Getauscht wird das soma, der Leib Jesu, gegen das pneuma, den Geist Christi. Der Kaufpreis für das Kommen des Geistes wollte voll gezahlt sein. Deshalb ging der Tod Jesu bis durch das Herz seiner Freunde. Ihr Herz mußte zur Beruhigung des Einverständnisses damit gelangen, daß der, an den sie glaubten, den sie liebten, auf den sie hofften, vollauf und für immer fortging aus der unmittelbaren Welt ihrer Sinne, ihres nach empirischer Sicherheit sich austreckenden Tastens und Schmeckens, Hörens und Schens. Erst dadurch konnte der Geist Welt-Gegenwart erlangen, ankommen und dableiben durch alle Weltzeiten. Dieser Geist der Macht seiner Liebe greift über die Dimensionen einer irdischen Leibgestalt unendlich hinaus: er umspannt die Zonen der Erde, er durchzieht die Epochen der Menschheitsgeschichte.

## Leib in Geistmacht

Die Jünger Jesu, damals wie heute, mußten mit Paulus (vgl. 2 Kor 5, 16) sagen lernen, es komme ihnen nicht darauf an, Jesus «dem Fleische nach» zu kennen und ihn so festzuhalten. Die Gemeinschaft des Geistes – gewiß allerdings: seines Geistes – ist die wirklichere Wirklichkeit. Es ist nicht «das rechte Verhältnis, wenn wir uns Christi nur als einer gewordenen Person erinnern. Man fragt dann: Was hat es mit seiner Geburt, mit seinem Vater und seiner Mutter, mit seiner häuslichen Erziehung, mit seinen Wundern usf. für eine Bewandnis? Das heißt: Was ist er, geistlos betrachtet?... Macht exegetisch, kritisch, historisch aus Christus, was ihr wollt, ebenso zeigt, wie ihr wollt, daß die Lehren der Kirche auf den Konzilien durch dieses und jenes Interesse und Leidenschaft der Bischöfe zustande gekommen oder von da- oder dorthier flossen – alle solche Umstände mögen beschaffen sein, wie sie wollen...»

Diese Worte Hegels bleiben bedenkenswert, auch wenn sie nur die halbe Wahrheit enthalten, oder deren Hauptstück. Wie ja auch das System dieser Philosophie, wenn es nur fragt, «was die Idee oder die Wahrheit an und für sich ist», gerade nicht an die ganze Wahrheit weder des Menschen noch Gottes hinlangt. Für uns jedenfalls ist der partikuläre Leib Jesu Christi aus dem Winkel Palästinas nicht schlechthin verschwunden in die weltweite Universalität des Geistes. Der Geist macht, daß Jesus selbst wiedergefunden wird: In der Geistmächtigkeit seines Leibes. Im mystischen Leibe der Kirche, im sakramentalen Leibe der Eucharistie, in der großen und in kleiner Bruderschaft. Jesus, von dem Augustinus sagt: «Er lief und rief mit Wort und Tat, mit Tod und Leben, durch Ab- und Aufstieg – er entschwand den Augen, daß wir ins eigene Herz einkehrten und dort ihn fänden.» Die umgrenzte Leibgestalt Jesu entschwand den Augen der Emmausjünger, den Station haltenden Jüngern im Unterwegs der Welt, in dem Moment, als ihnen in ihrer brüderlichen Gemeinschaft die Geist-Gegenwart des eucharistischen Leibes gegeben war. Haben nicht auch die anderen Erscheinungen Jesu während der vierzig Tage einen mehr oder minder deutlichen kirchlich-gemeinschaftlichen und sakramentalen Index? Als Anzeige des einen gegenwärtigen, weltwandelnden, zukunftsbestimmenden Gedächtnisses Jesu, das in der Gemeinschaft seines Geistes gefeiert wird an den vielen Orten und zu jeder Zeit. Die Eucharistie ist, als Inbegriff von Kirche und aller brüderlichen Gemeinschaft mit Christus unter Christen: Leib in Geistmacht. Sie ist Fortgehen, Untergehen, Aufgehen des Leibes: damit der Geist komme – in dem auch der Leib bleibt! Pfingsten aus Ostern, durch Christi Himmelfahrt. Abschied von der irdischen Leibgestalt Jesu, seinen Tod vollendend: damit sein Geist und seine geistmächtige Leiblichkeit in der Eucharistie, dem Brudermahle der einen Gemeinde, Weltgegenwart habe für uns. Verhüllt und verhalten – und doch in Klarheit und Kraft.

Walter Kern, Innsbruck

## Holland

**Die Kirche schöpft Atem:** Das Institut für religionssoziologische Forschung veröffentlicht einen neuen Bericht – Wer geht warum zur Messe – Seit 1966 Rückgang von zwei Dritteln auf ein Drittel – Bedeutet weniger mehr? – Statt Volkskirche kleinere Gruppen – Vielfältiges Angebot für veränderte Gewohnheiten – Eine «Kommission zum Stadium der Pluriformität» – Traditionalisten hier, «kritische Gemeinden» dort – Der linke Flügel kommt im Bericht besser weg – Neuer Primas hört zu und studiert Dossiers – Der Lärm um den nationalen Pastoralrat ist verhallt – Unauffällige und nuchterne Arbeit der Nachfolgeorganisation.

Peter Hebblethwaite, Oxford

## Theologie

**Heutige Anknüpfungspunkte für christliche Eschatologie:** Skepsis am Fortschrittsglauben, Weltuntergangsstimmung und apokalyptische Bilder typisch für heute – Eschatologischer Charakter der Predigt Jesu in der Exegese längst anerkannt – Zentrale Stellung der Eschatologie in der Theologie von heute – Weniger klar ist ihr Erfahrungsbezug – H. U. von Balthasars «Liebe» und Karl Rahners «absoluter Horizont» gehen von individueller Erfahrung aus – Christliche Verkündigung meint öffentliches Ereignis – Wolfhart Pannenberg und Jürgen Moltmann – Wie kann Gottes Handeln in unserer Welt überhaupt wahrgenommen werden? – Jesu Herausforderung zur Verantwortung noch stärker als bei den Propheten – Heute beispiellose Entscheidungssituation angesichts der Grenzen des Wachstums. Raymond Schwager

## Entwicklung

**Globale Probleme-globale Strategien (III/IV):** Die Welt ist nicht nur Zentrum und Peripherie, sondern auch eine globale Superstruktur – Multilateraler Charakter der Hilfe muß bis an die Peripherie zum Zuge kommen – Mittlere Technologien und Wirtschaftskreisläufe ohne ausbeuterische Strukturen – Warum lokale Self-Reliance im allgemeinen wichtiger ist als Weltinstitutionen – Güter für Grundbedürfnisse sollten keine Handelsware sein – Konsequenzen der entworfenen Strategien für Weltprobleme – Abnahme der Armut – *Unterdrückung:* Wie steht es im sowjetischen Imperialismus? – Auswirkung auf die *Bevölkerungsproblematik* – Familienplanung nicht im Dienst kapitalistischer Wirtschaftsinteressen.

Johan Galtung, Oslo und Dubrovnik

## Orthodoxie

**Liturgiereform – nun auch im Osten?** Feierlichkeit östlicher Liturgien fasziniert im Westen – In ihren Heimatländern werden ihre alten Sprachen immer weniger verstanden – Unter kommunistischer Herrschaft bleibt die Liturgie einzige Unterweisungsmöglichkeit – Nikodim plädiert für Einführung der für alle verständlichen russischen Sprache – Kommunisten haben kein Interesse an besserer Verständlichkeit – Publikationsverbot liturgischer Bücher in der Sowjetunion.

Robert Hotz

# DIE KIRCHE IN HOLLAND SCHÖPFT ATEM

«Schreib nicht über die Kirche in Holland», riet *Ben Huijbers*, der Mann, der so viel Musik für die nachkonziliäre holländische Liturgie geschrieben hat, «sie existiert nicht».

Er meinte damit, daß die Situation und Strömungen so verschieden seien, daß keine umfassende allgemeine Darstellung erwartet werden könne. Schlechte Nachricht für jene, die Holland einst als Zeichen der Hoffnung oder als Warnung für das, was geschieht, wenn Fäulnis einsetzt, betrachteten.

Dennoch: über «die niederländische Provinz der römisch-katholischen Kirche», wie man sie an Ort und Stelle immer noch nennt, ist man nicht zu völligem Schweigen verurteilt. Nur wenige Ortskirchen sind intensiver studiert worden. Nur wenige können sich auf eine so kompetente und breit angelegte Selbstprüfung berufen. Fast wie in Saloniki, wo es heißt, die eine Hälfte der Einwohner verkaufe der andern Hälfte Orangen, möchte man manchmal meinen, die eine Hälfte der holländischen Katholiken sei mit soziologischen Studien über die andere Hälfte beschäftigt: an Analysen fehlt es wirklich nicht.

## Wer geht warum zur Messe?

Im Februar publizierte das holländische katholische *Institut für religionssoziologische Forschung (KASKI)* einen Rapport über Gründe und Motive für den Meßbesuch an Wochenenden (nota bene: so muß man es sagen, weil man auch mit der Messe am Samstagabend «die Sonntagspflicht erfüllt»). Man war dabei nicht so sehr an den Statistiken interessiert, weil sie bereits wohl bekannt waren: Zwischen 1966 und 1976 ging der regelmäßige Meßbesuch an Wochenenden von zwei Dritteln auf ein Drittel zurück.

► Der KASKI-Bericht betrachtet diese Situation mit Ruhe und erforscht die Motive des gläubigen Drittels. In ihrer Stichprobe-Umfrage mit 1629 Antwortenden hatten die «nicht ausdrücklich religiösen Motive» den Vorrang. Aus «äußeren Gründen» gingen 343 Personen zur Messe – entweder sind sie immer gegangen, oder sie fühlen sich von ihrer Erziehung oder von ihren Eltern her dazu gedrängt; aus psychologischen Gründen gingen 324 zur Messe – sie fühlten sich dabei glücklich.

► «Religiöse Motive» wurden jedoch in einer erfreulich hohen Zahl von Fällen entdeckt. So gingen 225 zur Messe, um zu beten und Gott zu danken, weitere 200, um zu einer Kirchengemeinschaft zu gehören und 130, um ihren Glauben persönlich und in Gemeinschaft zum Ausdruck zu bringen.

► Dazwischen wurde im KASKI-Bericht noch eine dritte Kategorie beschrieben, deren Motive als «gemischt» angesehen wurden: 120 gingen zur Messe, weil sie glaubten, es würde dazu beitragen, aus ihnen «bessere Menschen» zu machen oder sie befähigen, aus der Welt eine bessere Stätte zu schaffen; und 119 Optimisten gingen hin, um eine gute Predigt zu hören.

Diese nackten Zahlen führen uns nicht eben weit, und es scheint, daß die holländischen Soziologen in ihren Ansprüchen nach vollkommenen Motiven noch rigoroser sind als die strengen Moralisten, die sie weitgehend ersetzt haben. Aber die KASKI-Forscher betonen, daß ihre Studie nicht dazu gedacht war, eine Hypothese zu begründen, als vielmehr eine Situation zu erforschen. Es war nicht beabsichtigt, eine bestimmte Seelsorgepolitik zu unterstützen.

Trotzdem deutet der Bericht gewisse Schlußfolgerungen an, welche die Kritiker als tendenziös betrachten. Es geht beispielsweise aus dem Bericht hervor, daß eine gähnende Kluft zwischen den Motiven, welche die Pfarrer vom Volk erwarten, und den wirklichen Motiven der Leute bestehe. Dies, so wird gesagt, führe zum Rollenkonflikt beim Klerus.

Noch wichtiger ist, wie der KASKI-Bericht den letzten Strohalm, an den sich einige Bischöfe noch geklammert hatten, wegzublasen scheint. Zugegeben, die religiöse Praxis geht

zurück, so argumentieren sie, aber wir sollten deswegen nicht verzweifeln, denn die Motive jener, die bleiben, sind tiefer und persönlicher geworden. Was an Quantität verloren ging, ist an Qualität gewonnen worden. Weniger bedeutet besser. Glaube hört auf, eine Sache gesellschaftlichen Brauchtums zu sein.

Der KASKI-Bericht verwirft nicht gänzlich diese These, die an Karl Rahners Theorien über das *Diasporachristentum* erinnert, aber er setzt doch ein Fragezeichen dazu. Es ist nicht sicher, daß weniger besser bedeutet, und der Rückgang in der Teilnahme junger Leute am Gottesdienst deutet an, daß die düsteren Zahlen in einer nicht zu fernen Zukunft noch düsterer sein werden.

Positiv schlägt der Bericht vor, die holländische Kirche sollte als unbestreitbare Tatsache zur Kenntnis nehmen, daß sie nicht mehr eine *Volkskirche* ist, die mit einer ihr günstigen Umgebung rechnen darf. Ihre Zukunft liege eher in «kleineren Gruppen», welche man seelsorglich intensiv betreuen sollte.

Bischof *Simonis* von Rotterdam, einer der zwei konservativen Bischöfe, die von Rom eingesetzt wurden, um die «davonlaufende» holländische Kirche unter Kontrolle zu bringen – betrachtet diesen Vorschlag als eine Voraussage, die ihre Erfüllung selber verursacht: Konzentriert euch auf kleine Gruppen, und ihr werdet schließlich nur noch – der Prognose gemäß – kleine Gruppen haben. Aber die KASKI-Soziologen sind der Meinung, daß es sich dabei lediglich um eine neutrale, um objektive Beschreibung handle.

## Vielfältiges Angebot für veränderte Gewohnheiten

Die Frage, die hier auftaucht, ob Soziologie wertfrei sei oder nicht, ist nicht ein spezifisch holländisches Problem. Wenn man feststellt, daß die holländischen Gottesdienstgewohnheiten sich geändert haben, steht man auf sichererem Grund, als wenn man von ihnen einen Niedergang behauptet. Über 50% der holländischen Katholiken, die der Messe beiwohnen, gehen in eine andere Kirche als ihre Pfarrkirche. Frei, je nach Temperament oder Spiritualität wählen sie die Art von Gottesdienst, die ihnen am besten paßt. Die Stadt Den Haag hatte früher vierzig Pfarreien, jetzt hat sie vierzig Kirchen. «Es ist, als ob wir uns von einem fixen Einheitsmenu zu einer vielfältigen *a la carte*-Auswahl bewegt hätten», meinte ein Holländer.

Der Vorgang kann deutlich in der Innenstadt von Amsterdam beobachtet werden, wo er offiziell den Segen und die Billigung des Bischofs von Haarlem erhielt. Der Gottesdienst in der Innenstadt ist spezialisiert. Wünscht man eine «Liturgie in monastischem Stil mit biblischer Predigt und mit Akzent auf liturgischem Symbolismus», dann muß man sein Fahrrad in Richtung Nicolaas-kerk lenken. Für eine «moderne» Liturgie geht man zur Dominicus-kerk. Andere Möglichkeiten sind die Bigijnhof-kerk, die sich selbst als «ein Zentrum für Meditation und privates Gebet» vorstellt, und das Mozenhuis, das «ein Bildungszentrum für Kirche und Gesellschaft» ist – die zurzeit gängige katholische Umschreibung für Politik. Diese Unterscheidungen sind nicht scharf und unbeweglich, und die Tatsache, daß die Kirchen sich spezialisieren, heißt nicht, daß sie Rivalen sind. Zusammen bilden sie einen Teil einer pastoralen Gesamtplanung für die Innenstadt von Amsterdam. Aber sie gehen aus vom Bedürfnis nach einem Angebot für je verschiedenen Geschmack und bieten eine Vielfalt liturgischer Möglichkeiten. Sie verkörpern jene «Vielgestaltigkeit», die für die holländische Kirche als ganze so charakteristisch und auf die sie mit Recht stolz ist.

Vielgestaltigkeit ist nur dort möglich, wo ein hoher Grad von gegenseitiger Toleranz herrscht.

## Traditionalisten hier, «kritische Gemeinden» dort

Es ist wahr, daß Vielgestaltigkeit für den Außenstehenden manchmal wie ein chaotisches allgemeines Freistilringen aussehen kann, und sogar die holländischen Bischöfe waren über die Situation so besorgt, daß sie eine «Kommission zum Studium der Pluriformität» einsetzten. In zwei Gruppen machte sie sich ans Werk. Die eine studierte die «dissidenten» Gemeinschaften, die wohl für sich in Anspruch nehmen konnten, «progressiv» zu sein. Die andere studierte die traditionalistischen Gemeinschaften, die in Gefahr waren, die Einheit der Kirche von der andern Seite her zu sprengen. Die zwei Arbeitsgruppen erstatteten vor einem Jahr den holländischen Bischöfen Bericht. Die Aufgabe der Kommission war, zu untersuchen, ob die Grenzen des Pluralismus überschritten und ob die Spannung der Pluriformität bis zum Zerreißpunkt gelangt sei. Ohne direkt zu folgern, es sei so, warnte die Kommission vor drohenden Gefahren. Die Leute vom rechten Flügel tadelte man ob ihres «Exklusivitätsanspruchs», wonach die eigenen theologischen Hypothesen als die einzig legitime Form des katholischen Glaubens gehalten werden und die eigene Interpretation von Schrift und Tradition sowie das eigene theologische System als allein echt katholisch zu halten sei, während jene, die andere, von der kirchlichen Autorität gebilligte Ansichten haben, als nicht wahrhaft katholische Christen abgewertet oder gar verdammt werden. Man kennt diesen Typ.

Die dissidenten Gruppen am linken Flügel kamen im Bericht deutlich besser weg: Ihr Ursprung wurde mit der Enttäuschung darüber erklärt, daß die Kirche die Versprechungen des Konzils nicht gehalten habe. Man billigte ihnen eine positive Rolle in der Kirche zu und meinte von ihnen, sie würden die Hoffnung auf die Zukunft wach halten. Ein Mitglied der Kommission soll gesagt haben, «diese Gruppen seien Perlen in der Mitra des Bischofs». Diese nicht gerade respektvolle Anspielung auf die Zölibatszyklika – wo der Zölibat als Juwel in der Krone der Kirche bezeichnet wird – gewinnt ihre besondere Ironie dadurch, daß den beiden wichtigsten dissidenten Gemeinden verheiratete Priester vorstehen.

Der Bericht erwähnt die Studenten-ekklesia in Amsterdam. Ihr Leiter ist der frühere Jesuit *Huub Oosterhuis*, der führende Dichter der liturgischen Bewegung in Holland.

Die andere dissidente Gemeinde befindet sich in IJmond, einer Industriestadt am Nordseekanal, der *Jan M. Ruijter* vorsteht. Keine der beiden Gemeinschaften wurde «exkommuniziert», und sie unterhalten in der Tat eine Beziehung zu den Bischöfen, die vom Kirchenrecht nicht vorgesehen ist. Sie gelten als «außerhalb der Jurisdiktion der Bischöfe» stehend, was bedeutet, daß ihnen die «missio canonica» entzogen wurde, daß aber gleichzeitig für die beiden Gruppen, die mit den Bischöfen im Dialog blieben, kein anderer Gottesdienst anberaumt wurde. *Henk Kouwenhoven*, der engagiert offene Pressesprecher der holländischen Kirche, sagte mir: «Die Italiener meinen, wir sollten ihnen Einhalt gebieten, aber was sollen wir tun? Wir können nicht die Armee oder die Polizei hinschicken. Anscheinend glauben sie, wir sollten.»

Im offiziellen Bericht für die Bischöfe sind solche Gemeinden nicht als «dissidente», sondern als «kritische» (*kritische gemeenten*) beschrieben. Da ist zwar eine Spur von Tadel, wenn von ihnen gesagt wird, sie trieben bei ihren Feiern vielleicht zuviel Aufwand, aber ihre Fähigkeit, die Jungen anzuziehen, wird anerkannt: «Sie haben eine Gabe, Menschen für das Werk Jesu zusammenzubringen, und eine Frische in der Verkündigung der Botschaft und in der Liturgie.» Ihre Anziehungskraft ist nach dem Bericht «nicht das Resultat einer Preisgabe christlicher Werte».

Sie werden tatsächlich als Entwurf für eine Kirche der Zukunft hingestellt und erscheinen nur insofern problematisch, als «die Gangart der Universalkirche langsamer ist». Der sich

dahinschleppende alte Troß wird eines Tages aufholen. Der Bericht räumt zwar ein, daß die Apostolozität des Amtes in der Kirche unterminiert werden könnte, aber er besteht darauf, daß die Kirche deswegen diesen Gruppen nicht den Rücken kehren sollte. Die Bischöfe dankten der Kommission für ihren Bericht, aber einer von ihnen war nicht damit einverstanden: Bischof *J. Gijzen* von Roermond, der «andere» konservative Bischof, meinte, die ganze Angelegenheit sei zu kompliziert, als daß man eine Meinung äußern dürfte. Er enthielt sich der Stimme.

## Kardinal Willebrands hört zu

Unterdessen hat Holland einen neuen Primas. Kardinal *Willebrands* übernahm im Januar dieses Jahres das Amt des Erzbischofs von Utrecht, wobei er weiterhin seinen römischen Posten als Präsident des Einheitssekretariats beibehält. Bis jetzt hat er seine Karten nicht aufgedeckt. Er hört zu und studiert die Dossiers.

Es war kaum eine Überraschung, daß er dem altkatholischen Bischof abriet, anläßlich seiner Installation die Kommunion zu empfangen. Die holländische Kirche wartet.

Und während sie wartet, herrscht Pluriformität. Die Dominikus-kerk kann als Vertreterin des einen Extrems verstanden werden, obwohl es falsch wäre, sie als dissident zu betrachten.

«Es ist in Holland sehr schwer, dissident zu sein», bekannte Ben Huijbers. Für einen Besucher ist es nicht leicht zu unterscheiden, was «holländisch» und was «progressiv» ist: Die Menschen verhalten sich in dieser altwürdigen Kirche wie zuhause, die Kinder machen ihre Streifzüge, nach der Messe wird hinten in der Kirche Kaffee serviert, und alsbald verbreitet sich Zigarrenrauch im Raum. Die Predigten werden von der liturgischen Arbeitsgruppe sorgfältig vorbereitet, und man kann den Text nach Hause nehmen, um ihn noch hinterher zu meditieren. Der Zelebrant legt sein liturgisches Gewand, einen langen grauen Überwurf, nur während des eucharistischen Hochgebetes an. Dieses Gebet wird teils vom Chor, teils von der versammelten Gemeinde, teils vom Zelebranten gesungen. Das Evangelium wird erst gegen Ende der Messe vorgelesen, so daß es die ganze Erfahrung der Liturgie zusammenfaßt und noch in den Ohren klingt, wenn man hinausgeht.

Das Thema des Tages beleuchten Hymnen, Refrains, Akklamationen und meditative Zwischenspiele. «Das Heilige», meint Huijbers, «ist das Mysterium in der innersten Mitte des Lebens.» Es ist nicht etwas vom Leben Getrenntes.

Jetzt, da der Lärm um die holländische Kirche weitgehend verhallt ist, kann man sehen, daß diese Kirche sich auf einen Weg begeben hat, der vielleicht doch für die Gesamtkirche Vorbild sein könnte. Man regt sich jetzt nicht mehr über den «Nationalen Pastoralrat» auf, der so lange Zeit Schlagzeilen gemacht hat. An seiner Stelle steht die nüchterne unbemerkte Arbeit seiner Nachfolgeorganisation, der «Nationalen Pastoralen Beratung» (LPO). Auf ihr wurde zum Beispiel mit den Bischöfen darüber diskutiert, was es bedeute, ein Christ in der Konsumgesellschaft zu sein: Könnte ein ausländischer Arbeiter, etwa aus Marokko – und deren gibt es Tausende – den Unterschied zwischen einem Christen und einem Nichtchristen angeben? Oder sind beide gleich versessen auf den Farbfernsehapparat, auf den Urlaub in Griechenland oder auch die Zweitwohnung auf dem Lande?

«Wir sind», sagt Henk Kouwenhoven, «ein sehr praktisches und erdnahes Volk. Wir sind mißtrauisch gegenüber schönen Dokumenten, die nirgendwohin führen. Wir sind alle irgendwie Calvinisten: wir wollen Resultate sehen.»

Die Beziehungen zwischen Holland und Rom waren durch mehrere Mißverständnisse jahrelang wie verhext: mag sein, daß Kardinal Willebrands als Holländer mit langer Vatikan-Erfahrung in der Lage sein wird, sie zu zerstreuen.

«Rom kann nicht verstehen», meinte *P. Walter Goddijn*, Soziologieprofessor in Tilburg und Autor des Buches *Die aufgeschobene Revolution*, «daß wir nicht Veränderung um der

Veränderung willen suchen, sondern um des Überlebens von Religion willen. Unser Bestreben ist es, die Kirche in der modernen Gesellschaft neu zu beleben.» Mit der Behauptung, die Soziologie habe in der holländischen Kirche die Führung übernommen, machte er kurzen Prozeß: «Sie klärt bloß die Probleme, die schon vorhanden sind.»

Trotz Rückschlägen hat also die holländische Kirche sich in ihren Grundhaltungen kaum geändert. Sie befindet sich in aller Geduld auf dem langen Marsch durch die Institutionen.

Peter Hebblethwaite, Oxford

Aus dem Englischen übersetzt von Karl Weber

## HEUTIGE ANKNÜPFUNGSPUNKTE FÜR CHRISTLICHE ESCHATOLOGIE

Glaubte man in den sechziger Jahren noch an eine Zukunft in rosarot und waren damals noch fast alle Bücher, die Prognosen für das Jahr 2000 entwarfen, voll von Schilderungen über den kommenden wunderbaren Fortschritt, so hat sich die Situation inzwischen stark geändert. Nicht nur Skepsis gegenüber dem Fortschrittsglauben ist aufgebrochen, eine gewisse Weltuntergangsstimmung macht sich breit, und viele Bücher beschwören apokalyptische Bilder. – Unabhängig von dieser neuesten Welle ist in der *Theologie* das apokalyptisch-eschatologische Thema schon seit längerer Zeit immer mehr ins Zentrum gerückt. Den Anfang machte die Exegese.

Auf einen außenstehenden Beobachter mögen allerdings die exegetischen Bemühungen der vergangenen hundert Jahre den Eindruck eines schier endlosen Krieges machen, in dem fast jeder gegen jeden gekämpft hat. Tatsächlich wurden ja praktisch alle denkbaren Positionen durchgefochten, von den einen propagiert, von den anderen bekämpft. Dennoch hat sich mindestens in einem Punkt eine große Übereinstimmung ergeben. Seit *Johannes Weiss* in seinem Werk «Die Predigt Jesu vom Reich Gottes» (1892) mit Nachdruck auf die besondere Eigenart der Verkündigung Jesu hingewiesen hat, wurde im wachsenden Maße von den verschiedenen Richtungen anerkannt, daß dieser Predigt ein *eschatologischer* Charakter eigen war.

*Rudolf Bultmann* konnte 1939 schreiben:

Die Tragweite seiner Ergebnisse konnte *Johannes Weiss* damals selbst noch nicht abschätzen. Heute ist uns der eschatologische Sinn der Predigt Jesu, ja der urchristlichen Predigt überhaupt, selbstverständlich geworden, und die systematische Theologie zieht daraus die Konsequenzen. Damals ging ein Erschrecken durch die theologische Welt, und ich entsinne mich noch, wie *Julius Kaftan* im Kolleg über Dogmatik sagte: «Ist das Reich Gottes eine eschatologische Größe, so ist es ein für die Dogmatik unbrauchbarer Begriff.» Aber trotz zahlreicher Gegenangriffe und Abbiegungsversuche hat sich *Johannes Weiss'* Erkenntnis siegreich durchgesetzt.<sup>1</sup>

Bezüglich der Eschatologie hat sich die theologische Lage seit 1939 kaum gewandelt. *Hans Urs von Balthasar* urteilte 1957:

Wenn für den Liberalismus des 19. Jahrhunderts das Wort von *Troeltsch* gelten konnte: «Das eschatologische Bureau ist meist geschlossen», so macht dieses im Gegenteil seit der Jahrhundertwende Überstunden.<sup>2</sup>

Mögen die Ansichten, wie der eschatologische Charakter der christlichen Botschaft genau zu verstehen ist, unter den Forschern und Theologen auch stark auseinandergehen, unumstritten ist die Einsicht, daß Jesus durch seine Verkündigung vom anbrechenden Reich das endgültige Handeln Gottes in der Geschichte angekündigt hat (oder ankündigen wollte).

Dieser exegetische Befund beeinflusst seit langem auch die systematische Theologie. Konnte *Bultmann* auf seinen Lehrer *Julius Kaftan* hinweisen, der mit der Eschatologie in der Dogmatik nichts anzufangen wußte, so sind solche Theologen inzwischen kaum mehr zu finden. Alle neueren christologischen Entwürfe, die sich nicht ausschließlich auf dogmatische Formulierungen stützen, sondern auf die Heilige Schrift

zurückgreifen, setzen in der einen oder anderen Weise bei der Eschatologie an. Sind die Unterschiede zwischen Theologen wie *Karl Barth* und *Rudolf Bultmann*, *Hans Urs von Balthasar* und *Karl Rahner*, *Jürgen Moltmann* und *Wolfhart Pannenberg*, *Walter Kasper* und *Dietrich Wiederkehr* zum Teil recht erheblich, so treffen sie sich doch darin, daß sie das Christusgeschehen als eschatologisches Ereignis<sup>3</sup> begreifen und von ihm her ihre Christologien entwerfen.

### Individuelle und gesellschaftliche Perspektive

Ist die zentrale Stellung der Eschatologie in der heutigen Theologie unbestritten, so ist um so problematischer, was darunter genau verstanden werden soll und welche Erfahrungen des modernen Menschen damit angesprochen werden können. Die Schwierigkeiten liegen in erster Linie nicht beim Fremdwort «Eschatologie», das sich ja ziemlich genau übersetzen läßt als Lehre vom endgültigen Handeln Gottes; sie rühren vielmehr daher, daß der heutige Mensch meistens gar nicht mehr das Gefühl hat, im Endgültigen zu stehen. Er erfährt vielmehr, wie er sich ständig im Vorläufigen bewegt. Psychologie und Soziologie haben die vielfältigen inneren und äußeren Faktoren aufgedeckt, die das menschliche Handeln bestimmen. Der Alltag zeigt zudem im Übermaß, daß der einzelne von vielen Erwartungen und Zwängen gejagt wird und daß er sich in das immer engmaschiger werdende Netz der sozialen Organisationen eingefügt findet. Bei so viel Vorläufigem scheint kein Platz mehr für das Endgültige zu bleiben.

Die Theologie hat vor den erwähnten Schwierigkeiten nicht kapituliert. *Hans Urs von Balthasar* zeigt auf, wie in der Erfahrung der menschlichen *Liebe* etwas Unbedingtes zur Sprache kommt. Er deutet von dieser Erfahrung her die Eschatologie als die volle Offenbarung der unbegreiflichen Liebe Gottes zum Menschen im Zeichen des Gekreuzigten. *Karl Rahner* legt dar, wie der Mensch in all seinen geistigen Tätigkeiten auf einen *absoluten Horizont* ausgreift. Entsprechend versteht er die Eschatologie als die von Gott gnadenhaft geschenkte Erfüllung dieses unbegrenzten Horizontes.

So wichtig und unentbehrlich diese beiden Ansätze sind, haben sie dennoch ein gemeinsames Manko: sie gehen vorwiegend von individuellen Erfahrungen aus. Die christliche Verkündigung ist aber ihrer Urintention nach ein *öffentliches* Ereignis. Sie findet deshalb erst dann einen ihr angemessenen Verstehensraum, wenn sie an eine öffentliche Erfahrung anknüpfen kann, so wie Jesus für seine Botschaft in erster Linie die politische Vorstellung vom *Reich* aufgegriffen hat. *Wolfhart Pannenberg* hat diese Tatsache scharf gesehen. Er folgert daraus, daß nur die ganze Weltgeschichte einen entsprechenden Verstehensrahmen für die universelle christliche Botschaft hergibt. Da die Geschichte sich jedoch nur von ihrem Ende her in Wahrheit begreifen läßt, müsse sich die Theologie mit dem

<sup>3</sup> Einen guten, wenn auch kurzen und summarischen Überblick «Zur eschatologischen Dimension in der heutigen Theologie» findet sich in: G. Greshake, G. Lohfink, *Naherwartung – Auferstehung – Unsterblichkeit*, Herder Verlag 1975. Eine systematische Behandlung der eschatologischen Frage vom neuesten Forschungsstand aus bietet: *Dietrich Wiederkehr*, *Perspektiven der Eschatologie*, Benziger Verlag 1974.

<sup>1</sup> *Rudolf Bultmann*, *Theologische Blätter* 18 (1939), 242–246.

<sup>2</sup> H. U. v. Balthasar, *Eschatologie*, in: *Fragen der Theologie heute*, hrsg. von J. Feiner u. a., Benziger Verlag 1957, S. 403.

Ende und dem Endgültigen befassen. Sie könne dies auch auf Grund der Glaubensüberzeugung, daß *sich in Jesu Tod und Auferweckung das «Ende der Welt» im voraus ereignet hat*. Für Pannenberg ist folglich die ganze Theologie Eschatologie, und er deutet diese mit Recht im Rahmen des ganzen Weltgeschehens. Sein Ansatz leidet aber darunter, daß der «Sinn der ganzen Weltgeschichte» für die einzelnen Menschen nichts Erfahrbares ist. Die Rede vom endgültigen Handeln Gottes wird deshalb wiederum abstrakt.

Dieser Schwierigkeit sucht *Jürgen Moltmann* zu begegnen, indem er nicht in erster Linie auf die ganze Weltgeschichte reflektiert, sondern in der das moderne öffentliche Bewußtsein prägenden unbedingten Hoffnung auf eine bessere innerweltliche Zukunft einen Ansatzpunkt für die christliche Eschatologie sucht. Die Verchristlichung dieser Hoffnung, die sich zunächst nur als innerweltliche zeigt, geschieht nach ihm durch die Beziehung auf das Kreuzes- und Auferstehungsgeschehen. Da Jesus, im Namen des heiligen Gesetzes von der religiösen Autorität verurteilt, aus dem Tempel und der Heiligen Stadt verstoßen und von der staatlichen Autorität als Aufrührer hingerichtet wurde, ist nach Moltmann nicht mehr der Glanz der Kronen oder Altäre der Ort, wo Gott in Wahrheit erfahrbar wird. Er begegnet uns vielmehr in den Niedrigen und Ausgestoßenen. Moltmann leitet daraus ab, daß die politischen und religiösen Autoritäten jede sakrale Legitimation verloren haben und nur noch «von unten» legitimiert werden können. Für ihn umschreiben folglich die Stichworte «Sozialismus» und «Demokratie» als *Symbole für die Befreiung des Menschen aus dem Teufelskreis der Armut und der Gewalt* jene gesellschaftlichen Erfahrungsbereiche, von denen her das endgültige Handeln Gottes heute am ehesten verstanden werden kann.

Unter den angedeuteten theologischen Entwürfen dürften die Überlegungen von Moltmann insofern die geeignetsten Anknüpfungspunkte zum Verständnis der Eschatologie bieten, als sie von öffentlichen und überschaubaren Erfahrungen ausgehen. Nicht genügend deutlich wird bei Moltmann allerdings, wieso Sozialismus und Demokratie, die doch von unserem Alltag her gesehen sehr zweideutige Phänomene sind, zu einem Symbol für das eschatologische Handeln Gottes werden können. Zusätzliche Überlegungen sind deshalb nötig. Diese können von der Feststellung ausgehen, in der sich neben den eben erwähnten Theologen heute praktisch die ganze Theologie trifft, daß nämlich die Eschatologie nicht nur die «letzten Dinge» (Tod, Gericht, Himmel, Hölle) meint, sondern jenes endgültige Handeln Gottes bezeichnet, das bereits in dieser Welt beginnt. Die entscheidende Frage lautet deshalb: wie kann Gottes Handeln in unserer Welt überhaupt wahrgenommen werden? – Wo bieten sich Anknüpfungspunkte, damit Entsprechungen zwischen den in der Bibel beschriebenen Erfahrungen und unserem heutigen Erleben gefunden werden können?

### Herausgefordert zur Verantwortung

Die Verkündigung Jesu vom Reich Gottes und das Kreuzes- und Auferweckungsgeschehen als entscheidende Etappen des eschatologischen Handelns Gottes wurden durch die alttestamentliche Geschichte vorbereitet. Dies geschah u. a. dadurch, daß Israel als das auserwählte Volk im Laufe seiner Geschichte auf einmalige Weise in die Verantwortung gerufen wurde. Die Propheten deuteten die großen politischen Ereignisse und die Wirren in der ganzen damaligen Völkerwelt nicht als Produkt eines Schicksals, eines Götterkampfes, eines Zufalls oder einer blinden menschlichen Natur. Sie sahen darin vielmehr ein Handeln Gottes, das auf die guten oder schlechten Taten seines Volkes antwortete. Sogar Hungersnöte wurden nicht als Naturkatastrophen betrachtet, vor denen die Menschen dumpf zu resignieren hätten. Die Propheten wiesen vielmehr auch angesichts solcher Ereignisse auf das Versagen

des Volkes hin (vgl. Jer 14, 1–9; Joel 1, 1–20; Amos 4, 6–7; 7, 1–3). Ja der Wille, die Menschen in die Verantwortung zu rufen, war in der prophetisch-eschatologischen Predigt derart radikal, daß selbst der Tod, der dem spontanen Empfinden am stärksten wie ein naturnotwendiges Schicksal erscheint, der menschlichen Verantwortung angelastet wurde. Israel verstand den Tod als eine Frucht der Sünde (d. h. der Tod mit seiner Erfahrung von Einsamkeit und Angst und nicht unbedingt der Tod als biologisches Ende des Lebens).

Jesus hat mit seiner Verkündigung vom anbrechenden Reich die prophetische Linie des Alten Testaments weitergeführt. Seine Herausforderung an die menschliche Verantwortung – etwa in den Seligpreisungen und Forderungen der Bergpredigt – war noch entschiedener als bei den Propheten. Er zeigte, wie der Mensch völlig auf Gott zu vertrauen hat, da alles Gute von ihm kommt, und wie er vor dem Bösen nicht resignieren darf, da dieses aus den bösen Gedanken des eigenen Herzens aufsteigt. Für ein blindes Schicksal oder ein rein naturhaftes Geschehen ließ er nicht den geringsten Platz.

Das Überraschende der heutigen Weltsituation liegt nun darin, daß von ihr aus ebenfalls eine ganz hohe Herausforderung an die Menschen ergeht. Unabhängig von der christlichen Verkündigung wird er in einer bisher unbekanntenen Weise in die Entscheidung gerufen. *Mesarović und Pestel* schreiben zum Beispiel in ihrem zweiten Bericht an den Club of Rome:

Wir stehen in diesem Augenblick der Geschichte vor einer beispiellosen Entscheidungssituation. Zum erstenmal, seit der Mensch überhaupt existiert, wird er herausgefordert, sich gegen das Machbare zu entscheiden und sich dafür einzusetzen, was seine Moral und seine Verantwortung für alle kommenden Generationen von ihm verlangen.<sup>4</sup>

Auch *Herbert Gruhl* spricht in seinem Werk «Ein Planet wird geplündert», das gegenwärtig als Bestseller verkauft wird, von der «Herausforderung einer weltgeschichtlichen Situation, die es noch nie gab, solange Menschen auf diesem Planeten leben.»<sup>5</sup> Ähnliche Urteile ließen sich in fast beliebiger Zahl anfügen. Durch sie soll zwar keineswegs die Annahme nahegelegt werden, der Aufruf durch die jüdisch-christliche Eschatologie und die Herausforderung durch die gegenwärtige Weltsituation seien ihrem Wesen nach identisch. Dennoch läßt sich festhalten, daß die jüdisch-christliche Verkündigung in der gegenwärtigen Weltsituation mindestens insofern eine formale Entsprechung findet, als beide die Menschen auf intensivste Art in die Entscheidung rufen. Durch eine ausführliche Analyse ließe sich sogar zeigen, daß die Herausforderung durch die gegenwärtige «beispiellose Entscheidungssituation» eine indirekte (und ungewollte) Frucht der christlichen Verkündigung ist.<sup>6</sup>

### Überfordert von der Aufgabe

Hört man ehrlich auf die prophetisch-eschatologische Verkündigung und auf die Forderungen der Bergpredigt; schätzt man gleichzeitig die Möglichkeiten der menschlichen Freiheit «realistisch» ein, muß der Eindruck entstehen, der Mensch werde heillos überfordert. Lebt man heute nicht in den Tag hinein und begnügt man sich nicht mit einigen Schlagworten, sondern achtet man auf die längerfristigen Trends der modernen Industriegesellschaft und stellt man sich der neuen Problematik, drängt sich ebenfalls der beklemmende Eindruck auf, die zu leistende Aufgabe übersteige bei weitem die Kräfte der Menschen.

In unserer Zeitschrift sind wir mehrfach auf die Analysen von *Ivan Illič* eingegangen, der die *sozialen Grenzen* des Fortschrittsglaubens aufzeigt

<sup>4</sup> Mihailo Mesarović, Eduard Pestel, *Menschheit am Wendepunkt*, dva 1974, S. 132.

<sup>5</sup> Herbert Gruhl, *Ein Planet wird geplündert*, S. Fischer Verlag 1975, S. 11.

<sup>6</sup> Vgl. R. Schwager, *Glaube, der die Welt verwandelt*, Matthias-Grünewald-Verlag 1976, S. 107–155.

und von da her zu einer herben Kritik der Industriegesellschaft kommt (1971, S. 221ff.; 1973, S. 223ff., 240ff., 246ff.; 1975, S. 26ff.). – Wir haben ferner die durch den Club of Rome aufgeworfene Problematik um die *wirtschaftlichen Grenzen* unserer Gesellschaft dargestellt (1972, S. 219ff., 233ff.; 1974, S. 169ff.; 1975, S. 53ff., 65ff., 79ff.). Desgleichen sind wir mehrfach auf die weltweite Problematik der Unterentwicklung zu sprechen gekommen. Schließlich sind wir kurz auf die Bedrohungen eingegangen, die sich aus der durch die Industriegesellschaft ermöglichten Rüstungsspirale ergeben (1975, S. 76ff., 90ff.). – Diese kritischen Analysen führten jeweils zu einem ähnlichen Ergebnis: was sich auf längere Sicht für das Überleben einer großen Zahl von Menschen als notwendig erweist, ist so anspruchsvoll, daß es politisch als unrealistisch wirkt.

Die eschatologische Verkündigung und der Anruf aus der heutigen Weltsituation haben folglich auch dies gemeinsam, daß sie den Menschen eindeutig zu überfordern scheinen. Beide stehen insofern im schroffen Gegensatz zum Liberalismus des 19. Jahrhunderts, der meinte, das allgemeine Wohl der Menschen entstehe automatisch dadurch, daß jeder für seine eigenen Interessen Sorge. Ob die heute zu leistende Aufgabe am besten, wie Jürgen Moltmann meint, mit dem Stichwort Sozialismus umschrieben wird, mag hier offen bleiben. Auf alle Fälle ist, wie Herbert Gruhl zeigt, eine «planetarische Wende»<sup>7</sup> unumgänglich, und *Alvin Toffler* folgert mit Recht: «Wir können nicht zulassen, daß Entscheidungen von welterschütternder Bedeutung leichtfertig, unbedacht, planlos gefällt werden. Den Dingen ihren Lauf lassen, heißt kollektiven Selbstmord begehen.»<sup>8</sup>

Angesichts dieses hohen Anrufs an die menschliche Freiheit entsteht in manchen verantwortlichen Kreisen immer stärker der Eindruck, man könne nicht länger mit dem guten Willen rechnen. Die Menschen müßten vielmehr gezwungen werden, das Richtige zu tun. Demokratien seien auf dem absteigenden Ast. Die Zukunft – sofern es eine gebe – gehöre der

<sup>7</sup> siehe Anm. 5, S. 225–340.

<sup>8</sup> Alvin Toffler, *Der Zukunftsschock*, Scherz Verlag 1970, S. 356.

**Das Bischöfliche Ordinariat Mainz sucht für die Frauenarbeit im Seelsorgeamt eine**

## Referentin

### Aufgabenbereich:

- Initiierung und Koordinierung der gesamten Frauenpastoral in der Diözese
- Motivierung und Vermittlung von Anregungen
- Erstellung von Handreichungen
- Referententätigkeit
- Besuch und Betreuung von Frauengruppen und Vereinen
- Schulung der Leiterinnen
- Frauenbildungskurse
- Betreuung von Freizeiten
- Gruppenbildung für Alleinstehende, Berufstätige usw.
- Vertretung in Gremien

### Voraussetzungen:

Theol. Studium, Fähigkeit zur Teamarbeit, Erfahrung in der Zusammenarbeit mit Laien und Priestern in Gemeinde- oder Verbandsarbeit, Kontaktfähigkeit, Organisationstalent, Bereitschaft zur Zusammenarbeit innerhalb des Dezernates.

### Anstellungsbedingungen:

Das Beschäftigungsverhältnis und die Höhe der Vergütung richten sich nach dem Bundesangestellten-Tarifvertrag (BAT, Vka). Sozialleistungen des öffentlichen Dienstes.

Bewerbungen werden unter Einreichung der üblichen Unterlagen, Mitteilung der Gehaltsvorstellungen und des frühesten Eintrittsdatums erbeten an die

Personalabteilung des Bischöflichen Ordinariates  
65 Mainz 1, Postfach 1560, Tel. (06131) 913 217

Diktatur. Der CDU-Bundestagsabgeordnete Gruhl schreibt fast zynisch:

Das weltweite Getöse, das seit Jahrzehnten um das Wort «Freiheit» veranstaltet wird, ist der beste Beweis dafür, daß die Entwicklung längst in die andere Richtung läuft. (Die Menschen reden immer vorzugsweise von dem, was sie nicht haben).<sup>9</sup>

Angesichts solcher Tendenzen ist zunächst mindestens in Frage zu stellen, ob Diktaturen tatsächlich weitsichtiger sind als Demokratien. Trifft es auch zu, daß die Regierenden in Demokratien meistens nach der Augenblicksgunst der Massen schießen, so gilt ebenso, daß Diktatoren normalerweise nach kurzfristigen Erfolgen haschen. – Lösungen auf diktatorischem Wege erzwingen hieße ferner, entscheidende Errungenschaften der abendländisch-(christlichen) Welt wieder preisgeben. Es zeigt sich, daß die Aussage Moltmanns, der Einsatz für Demokratie sei ein Zeichen der eschatologischen Gegenwart Gottes in der Welt, tiefer trifft, als es zunächst den Anschein hat. Mag die Demokratie auch eine Zeitlang dem spontanen Wunsch der Mehrheit entsprechen und in der Strömung der Zeit liegen, längerfristig ist sie ein sehr schwieriges Unternehmen. Sie ist auf Dauer nur realisierbar, wenn sie vom *unbedingten* Willen getragen wird, die Menschen und ihre Ansichten auch dann zu respektieren, wenn sie blind und massenhaft zu handeln scheinen. Zu diesem Willen braucht es jedoch eine *letztlich wohl nur religiös begründbare Hochachtung* vor jedem *einzelnen* Menschen.

Ist die Diktatur kein christlich verantwortbares Mittel, um die Überforderung durch die heutige Weltsituation zu meistern, stellt sich um so dringlicher die Frage, welcher anderer Ausweg dann bleibe. – Im Neuen Testament wird das Problem der Überforderung dadurch bewältigt, daß jedes Sollen in bereits empfangenen Gaben begründet wird. Die hohen Forderungen Jesu führen zu keinem tötenden Moralismus, weil sie nicht als Eigenwert, sondern als Antwort auf die heilende, helfende und verzeihende Liebe Gottes dastehen. Besonders sinnfällig zeigt sich die mächtvolle und zuvorkommende Liebe Gottes in den Wundern. Die bleibende Bedeutung dieser Wunder liegt in der Tatsache, daß Jesus seinen Jüngern den Auftrag gab, selber ähnliche Taten zu wirken (Mt 10, 8; Mk 3, 14; 16, 17–18; Lk 9, 2; Joh 14, 12). Der Gläubige wird mit seinen Kräften nicht allein gelassen. Ihm wird eine wunderbare Macht verheißen: «Dem Glaubenden ist alles möglich» (Mk 9, 23; vgl. Mt 21, 22; Mk 11, 24).

Hier liegt der Einwand auf der Hand, eine derart spirituelle Wahrheit könne vielleicht das innere Leben einiger Christen prägen; es sei aber fast lächerlich, sie im Zusammenhang mit den großen Weltproblemen überhaupt zu erwähnen. Doch ist dies so sicher? – Liegt nicht gar das ganze Elend unserer heutigen Situation darin, daß spirituelle und politische Wahrheiten völlig voneinander getrennt wurden? – Ob wir es wollen oder nicht, die heutige Weltlage stellt uns in eine einmalige Entscheidungssituation. Diese ist aber nicht zu meistern ohne – wie heute oft gesagt wird – den «Mut zur Utopie». <sup>10</sup> Eine Utopie ist jedoch nur dann eine Real-Utopie und mehr als ein leeres Wort, wenn sie von einem unbedingten Glauben getragen wird. Ob dieser Glaube ausdrücklich ein religiöser Glaube sein muß, kann zunächst offen bleiben. Auf alle Fälle sind Entscheidungen gefordert, die über alle sogenannten «realistischen» Berechnungen hinaus kühne Taten wagen. Die christliche Eschatologie steht folglich auch unter der Rücksicht in einer gewissen Entsprechung zur heutigen Welt-situation, daß beide einen unbedingten Glauben fordern.

Von einer ganz anderen Seite her liegen zudem gewisse Anzeichen vor, die es erlauben, die Bedeutung eines unbedingten Glaubens anders einzuschätzen, als ein rationalistisches Zeitalter es getan hat. Die von der

<sup>9</sup> siehe Anm. 5, S. 289.

<sup>10</sup> Georg Picht, *Mut zur Utopie*, Piper Verlag 1969; vgl. Alfons Auer, *Utopie – Technologie – Lebensqualität*, Benziger Verlag 1976.

heutigen Parapsychologie untersuchten Phänomene legen zum mindesten die Vermutung nahe, daß im Menschen noch viele verborgene Kräfte schlummern. Derartige Kräfte dürften solange planlos im Menschen agieren und störend wirken, als sie nicht von einem unbedingten Glauben geweckt und auf ein Ziel gelenkt werden. Die äußere Herausforderung kann so vielleicht dazu führen, ungeahnte innere Energien zu mobilisieren und fruchtbar zu machen.

### Scheitern und Auferstehung

Die Propheten haben mit ihren Predigten beim Volk Israel meistens keinen großen Erfolg gehabt. Auch Jesus ist mit seiner eschatologischen Verkündigung – äußerlich gesehen – gescheitert. Heute muß man kein Prophet sein, um vorauszu- sehen, daß vieles, was getan werden müßte, daneben gehen wird. Diese nüchterne Einsicht beinhaltet keine Zurücknahme des eben Gesagten. Der Glaube, dem alles möglich ist, träumt nicht von einem irdischen Paradies. Er rechnet vielmehr mit dem Scheitern. Es besteht aber ein grundsätzlicher Unterschied zwischen einer Allerwärtsweisheit, für die es nichts Neues unter der Sonne gibt, die immer schon alle Übel voraussieht, und darum sich ganz vom gewohnten Gang der Dinge treiben läßt, und einem Glauben, der gerade im Wissen um mögliches Scheitern alles wagt.

Ein unbedingter Glaube kann sich auf längere Sicht nur vor Resignation oder Fanatismus bewahren, wenn er mit dem Scheitern fertig wird. Wie dies zu erreichen ist, bleibt letztlich die urpersönlichste Tat jedes einzelnen. Für einen Christen drängt sich aber in diesem Zusammenhang notwendigerweise die Frage nach dem Kreuz und der Auferstehung, den zentralsten eschatologischen Ereignissen, auf. Christlicher Glaube ist kein traumhaft-versponnener Glaube, sondern einer der gerade durch das Scheitern hindurch das endgültige Handeln Gottes und darin – wie H. U. v. Balthasar immer wieder zeigt – die Offenbarung der unbegreiflichen Liebe Gottes wahrzunehmen vermag. Die wahre Erkenntnis der eschatologischen Tat Gottes geschieht durch das Kreuz und den Tod hindurch. Einzig in der Auferstehung und im ewigen Leben mit Gott kann ja das Leben und Tun Gottes in voller Wahrheit erfahren und «verkostet» werden. Dieser Glaube an die Auferstehung ist dennoch alles andere als eine bloße Vertröstung auf etwas Kommendes. Er ist auch bereits ein Quell der Hoffnung angesichts eines drohenden Scheiterns in diesem Leben. Die Hoffnung auf Grund des Kreuzes und der Auferstehung Christi macht selbst innerweltlich viel Wahres und Gutes möglich, das ohne diese Hoffnung unmöglich wäre.

Raymund Schwager

## Globale Probleme — Globale Strategien

### Neue Entwicklungsstrategien III: Änderungen im globalen System – IV: Anwendungen auf Weltprobleme

Die Überlegungen von Prof. Galtung, die wir in dieser Nummer abschließen, gliederten sich, wie zu Beginn angekündigt, in vier Teile: 1 und 2: Änderungen in den Beziehungen Zentrum-Peripherie und innerhalb der Peripherie-Länder (= I in Nr. 7); 3: innerhalb der Zentrum-Länder (= II in Nr. 8); 4: *im globalen System* = der hier folgende Teil (III). Die abschließenden *Anwendungen* (IV) antworten auf einige der ganz zu Beginn erwähnten *«Weltprobleme»*: Armut, Unterdrückung, Bevölkerung.

Die Redaktion

Die Welt besteht nicht nur aus Zentrum und Peripherie und ihren Beziehungen; sie ist auch eine globale Superstruktur. In diesem Zusammenhang seien drei Entwicklungsstrategien genannt.

### Neue Konzepte der technischen Hilfe

Nichts von dem, was oben gesagt wurde, sollte als totaler Stopp des Transfers von Kapital und Know-how vom Zentrum in die Peripherie interpretiert werden. Es gibt auch keinen Grund, diese Transfers als Geschenke zu betrachten; sie könnten vielmehr als *Reparationen* angesehen werden, die für den in der Vergangenheit begangenen Schaden erfolgen, und wären zudem eine *erste Vergütung* für die heutigen, in der Struktur eingebauten schädlichen Auswirkungen der internationalen Wirtschaftsbeziehungen auf die Dritte Welt. Diese Argumentationsweise würde dazu beitragen, daß sich die Peripherie-Länder vom Gefühl der Dankbarkeit, die Zentrum-Länder vom Gefühl des großzügigen Helfens befreien könnten. Sie gibt aber noch keine Antwort auf die *drei brennenden Fragen*: Welches ist der beste Rahmen der technischen Hilfe? Was sollte ihr Inhalt sein? Wie kann die Asymmetrie zwischen Gebern und Empfängern vermindert werden?

► *Zum Rahmen*: Die Argumente zugunsten einer Unterstützung der UN-Institutionen scheinen im großen und ganzen die Gegenargumente (exzessive Bürokratie und Langsamkeit) zu übertreffen. Nicht nur ist die UN-Hilfe weniger als die nationale und regionale Hilfe zugunsten der Eigeninteressen der Geberstaaten (USA, Sowjetunion, Japan) und -regionen (Europäische Gemeinschaft, skandinavische Staaten) mißbrauchbar. Im Prinzip kann die UNO auch – im Unterschied zu westlichen und östlichen Organisationen – das Know-how aus der ganzen Welt beziehen. Der *multilaterale* Charakter sollte jedoch nicht nur in den Haupt-

sitzen der UNO bzw. ihrer spezialisierten Organisationen gewahrt werden, sondern auch alle anderen Gremien (bis in die Feldarbeit) bestimmen. Er müßte eine Form annehmen, wie sie die Kubaner sehr weise praktizieren, wenn sie Experten aus verschiedenen Ländern in dasselbe Arbeitsgebiet einladen. Sie stellen ihnen nicht einen kubanischen Partner, sondern ein Gegen-Komitee gegenüber, nehmen ihren (oft widersprüchlichen) Rat in Anspruch, aber verwirklichen das Projekt selber. Man muß unbedingt von der Idee loskommen, daß ein Experte, ein Land, eine Region oder die ganze Welt für dieses Problem *die* Lösung besitze. Vielmehr sollte man die widersprüchliche Natur jeder sozialen Situation in einem offenen Dialog angehen, von dem letztlich alle lernen werden.

► *Zum Inhalt*: Alles, was oben dargelegt wurde, ist in der Idee wachsender Self-Reliance in kleineren Einheiten begründet, mit anderen Worten: in der Idee der *mittleren Wirtschaftszyklen*, die eine Ausweitung des Konzepts der mittleren Technik ist. Wahrscheinlich werden diese zukunftssträchtigen Konzepte heute zu stark strapaziert, um eine Antwort auf die Entwicklungsproblematik zu geben. Trotzdem weisen sie auf eine neue Zukunft hin. Dazu einige Elemente:

▷ Die lokalen Ressourcen sind so viel als möglich zu gebrauchen, indem vor allem in relativ kleinen Wirtschaftskreisläufen gehandelt wird. Die weltweiten Zyklen sollten stark (aber nicht auf Null) reduziert, die auf kleine Dörfer beschränkten Mini-Zyklen ausgeweitet werden.

▷ Um der Umweltverschmutzung und der Erschöpfung von Rohstoffen, Energie u.a.m. entgegenzuwirken, müßte auf eine «Produktion ohne Vergeudung» (chinesischer Slogan) und auf eine Verlagerung auf regenerierbare Ressourcen hingearbeitet werden.

▷ Entfremdende Arbeit und ausbeuterische Arbeitsbeziehungen könnten je nach Situation durch arbeitsintensiveres Wirtschaften oder durch arbeitssparende Erfindungen und Automation überwunden werden.

Kurz, es handelt sich darum, Technologien und Wirtschaftskreisläufe zu finden, die keine ausbeuterischen Strukturen mehr schaffen, und die Grenzen der Natur sowie die menschliche Natur des Menschen respektieren.

► *Zur Asymmetrie*: Zentrum- und Peripherie-Länder könnten in ihrer technischen Hilfe *voneinander lernen* und Projekte mittlerer Technologie für verschiedene Bereiche ausarbeiten. Nehmen wir das Gesundheitswesen: für einfachere Krankheitsfälle ausgebildetes, aber nicht hoch spezialisiertes medizinisches Personal (z.B. Barfußdoktoren) wäre auf chinesische und kubanische Anregung hin auch in den Zentrum-Ländern einzuführen. Und was die außerschulische Bildung betrifft, ließen sich Studienzirkel, verschiedene Arten der Erwachsenenbildung usw., wie sie in Zentrum-Ländern bestehen, auch in der Peripherie verwirklichen. Je mehr sich die

lokale Selbstbestimmung in der Welt durchsetzen wird, desto notwendiger werden neue, «mittlere» Technologien. In bezug darauf sind alle Länder, ob unter- oder überentwickelt, immer noch «wenig entwickelte» Länder.

Wir schlagen also *nicht* eine neue UN-Organisation für mittlere Technologie vor, sondern meinen, dieses Konzept müßte alle bestehenden Organisationen durchdringen.

### Die gemeinsamen Güter der Welt

Im wesentlichen handelt es sich um die alte Liste: alles, was nicht unter nationale Rechtssprechung fällt (gewisse staatenlose Gegenden in der Welt, die Meere, der Meeresgrund und was darunter ist, der Luftraum über den Meeren, Weltraum und Himmelskörper), sollte – z.B. mit Hilfe einer Art UN-Rechtssprechung – internationalisiert werden. Das Gemeineigentum würde dazu genutzt, teils um Steuern von den Nutznießern (z.B. Schiffe, Flugzeuge, Telekommunikationsmittel) zu erheben, teils um diese Güter zu erforschen und auszu-beuten, zu verarbeiten und zu vermarkten.

Einige *wichtige Warnungen* sind jedoch anzubringen: Die UN-Organisationen widerspiegeln immer noch – freilich weniger als zuvor – die Herrschaftsstruktur der Welt. Daher ist es leicht möglich, daß eine internationale Institution in Gefahr gerät, ähnlich wie z.Z. die Weltbank bestimmte Interessen zu reflektieren und entsprechend einseitige Antworten auf die Weltprobleme zu organisieren.

Darüber hinaus gibt es keine eingebaute Garantie, daß mehr Ressourcen in den Händen der Peripherie-Regierungen oder der Weltorganisationen denen zugute kommen, die sie am meisten benötigen. Oft würden die Vertreter der Ärmsten weder der Form noch dem Inhalt ihrer Anliegen nach in eine nationale oder internationale Institution passen. Und dies ist *einer der Hauptgründe, warum wir im allgemeinen der lokalen Self-Reliance größere Bedeutung zumessen als Weltinstitutionen*: nur das erste bietet eine gewisse Zuversicht, daß die Menschen zu ihren eigenen Angelegenheiten ein Wort zu sagen haben – das zweite würde lediglich dazu beitragen, einen Rahmen zu schaffen, in dem sich Self-Reliance entwickeln könnte.

### Grundbedürfnisse und Verfügbarkeit der Güter

Der springende Punkt kann in einem Satz ausgedrückt werden: Nahrung (und Wasser), Kleidung, Wohnbaumaterial, notwendige Güter für Gesundheit und Bildung, wahrscheinlich auch für Transport und Kommunikation sollten *nicht als Waren* behandelt werden. Sie wären nicht zu verkaufen und zu kaufen. Vielmehr hätte jeder Mensch ein angeborenes Recht auf diese Güter. (Wie er auch das Recht hat, frei und kein Sklave zu sein.) Diese Produkte – wie Papier für Schulbücher – dürften nicht als etwas erachtet werden, das man je nach Wunsch des Anbieters geben oder zurückziehen könnte; ihre Verfügbarkeit müßte in das Produktionssystem eingebaut werden. Freilich, über einem gewissen Minimum könnten sie als Ware betrachtet werden – so wie es in China immer noch Luxusrestaurants gibt. Doch die *Befriedigung der Grundbedürfnisse* sollte so eifrig geschützt und verteidigt werden wie das Recht, kein Sklave zu sein. Schließlich geht es um das Recht, ein Mensch zu sein.

Bei der heutigen globalen Natur dieser Probleme würden wahrscheinlich einige Weltinstitutionen diese Grundrechte am besten garantieren. Sie könnten globale Budgets und Zuteilungen, ja sogar Rationierungen (immer mit dem Vorrang für die Bedürftigsten) aufstellen, so daß die Verfügbarkeit und der Rückzug solcher Güter nicht als politische Druckmittel mißbrauchbar wären. Um diese Rechte zu institutionalisieren, braucht es Zeit, nur schon deshalb, weil sie gründlich in unsere Vorstellungen von Menschenrechten eingebaut werden sollten. Aber in der einen oder andern Form wird eine solche Institutionalisierung kommen müssen.

## Weltproblem Armut

Ganz zu Beginn<sup>1</sup> haben wir von den vier Problemkreisen gesprochen, die unsere heutige Weltsituation charakterisieren: Gewalt, Armut, Unterdrückung, Umweltverschlechterung. Im folgenden werden nun die Konsequenzen der hier entworfenen neuen Entwicklungsstrategien für die Problemlösung der Armut, Unterdrückung und Bevölkerung dargestellt.<sup>2</sup>

Die skizzierten Strategien führen mit größter Wahrscheinlichkeit zu einer beachtlichen und raschen Abnahme der Armut. Die sozialistischen Länder, besonders China, zeigen dies deutlich auf. Doch ist die Strukturänderung nur die notwendige Bedingung dafür; sie schafft nur den Rahmen, innerhalb dessen neue Technologien eingesetzt werden können.

Davon sind zu nennen *im Bereich der Nahrung*: relativ kleine Kreisläufe, wo anstelle der Erschöpfung der Rohstoffe und Umweltverschmutzung durch Kunstdünger und Vergeudung von Arbeitskräften menschlicher Kot verwendet wird; dreidimensionale Landwirtschaft (indem z.B. auf dem Meeresboden hochwachsende, durch den Auftrieb des Wassers senkrecht gehaltene Pflanzen kultiviert werden. An der Oberfläche werden sie an Bojen befestigt, und ihre Früchte können auf verschiedener Höhe geerntet werden); alle möglichen Arten von neuen Kreisläufen (z.B. Reisanbau in Fischteichen) – all diese neuen Technologien sind mehr arbeits- als kapital- und forschungsintensiv.

*Im Bereich des Wohnens*: viel bessere Verwendung des industriellen Abfalls für Baumaterial; größere Ausnützung alter Häuser (Verbesserung der Backsteinhäuser anstatt sie niederzureißen und durch neue Bauten zu ersetzen).

*Im Bereich der Gesundheit*: Weiterentwicklung traditioneller Medizin, Einführung von Gesundheitstechnikern in allen Ländern, Verwendung von Heilkräutern, aber vor allem eine Rückkehr zu Gesellschaften, die weniger Patienten (und Klienten) schaffen durch Streß, Entfremdung und Verschmutzung.

*Im Bereich der Bildung*: viel größere Anwendung der neuen, von Kubanern und Chinesen entwickelten Techniken des horizontalen Lernens, des Miteinanderlernens – weitgehende Entprofessionalisierung des Lehrberufes.

*Im Bereich der Kommunikation und des Transports*: Förderung billiger Methoden, z.B. Weiterentwicklung von Segelschiffen, kollektive, auf erneuerbaren Energieträgern basierende Transportmittel usw.

Es gibt zahlreiche Möglichkeiten, wenn einmal die Strukturen geändert sind.

## Unterdrückung

Ohne Zweifel wird die Unterdrückung durch die oben erwähnten Maßnahmen nicht einfach aus der Welt geschafft. Aber in einer Welt, wo nicht nur der Kolonialismus, sondern auch der Neokolonialismus der Vergangenheit angehört, gibt es mindestens keine Repression (z.B. in Form der Folter) durch diese besondere internationale Struktur. Es kann jedoch intranationale Unterdrückung vorkommen, um z.B. eine interne Übermacht aufrechtzuerhalten: die Hegemonie der Städte über die Dörfer, der Hauptstadt über den Rest des Landes, des lokalen Zentrums über die lokale Peripherie. Auch im Blick darauf wurde weiter oben so große Bedeutung der lokalen Self-Reliance sowohl im Zentrum wie in der Peripherie zugemessen.

### Wenn ein System nur die Grundbedürfnisse sichert ...

Aber wie steht's *im Bereich des sowjetrussischen Imperialismus*? Er war, besonders zur Zeit Stalins, eines der großen Unter-

<sup>1</sup> Vgl. Nr. 7, Seite 74

<sup>2</sup> Anmerkung des Übersetzters: Die kurzen Abschnitte über Gewalt, Erschöpfung der Rohstoffe und Umweltverschmutzung übergehen wir, da diese Themen in der «Orientierung» schon eingehender behandelt wurden. Das Thema «Bevölkerung», zu Beginn noch unter das Weltproblem «Armut» subsummiert, erscheint jetzt als ein eigenes Hauptproblem.

drückungssysteme in der Weltgeschichte. Er illustriert auch einen wichtigen Punkt: es gibt Bedürfnisse *über* den Grundbedürfnissen, nämlich das Bedürfnis nach Freiheit, sich selbst auszudrücken und durch Kommunikation und Arbeit beeinflusst zu werden; das Bedürfnis nach Arbeit, die nicht nur ein Job ist, sondern kreative Selbstdarstellung erlaubt; das Bedürfnis für Politik, das heißt für eine Art Prozeß, der freie Bewußtseinsbildung, Mobilisation, Konfrontation, Kampf und mindestens einen begrenzten Typ von Transzendenz erlaubt. All diese Bedürfnisse sind im Moskau-beherrschten System in hohem Maße nicht befriedigt worden aufgrund der Zensur, der begrenzten Arbeit (sogar innerhalb der Sowjetunion), des Taylorismus und der elitären Monopolisierung der Politik, die dann zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Parteien und Interessengruppen an der Spitze degeneriert.

Ein solches System kann nicht von Dauer sein. Es schafft in der Peripherie Apathie und Konsumhaltung, aber auch Protest, der nationalistische, religiöse und hochpolitische Formen annimmt. Früher oder später wird das System Brüche aufweisen; eine der Elitegruppen mag sich mit dem Volk zusammenschließen – vielleicht sogar die Armee gegen den Apparat. In solchen Augenblicken ist es sehr wichtig, daß die Unterdrückten verhältnismäßig klare Antworten auf die Hauptfrage des Sozialismus nach sowjetrussischem Muster haben: *nach der Befriedigung der Grundbedürfnisse – was dann?* Wenn darauf keine sozialistische Antwort gegeben wird (und es gibt welche, z.B. in China), besteht die Gefahr, daß sich das System in eine Art Nationalismus mit religiösen Unterströmungen entwickelt (wie sie z.B. durch Solschenizyn ausgedrückt werden).

#### Rassismus, Sexismus, «agism»

Dann gibt es all die andern Arten von Unterdrückung in der Welt, die nicht mit der Formel «kapitalistischer und sowjetrussischer Imperialismus» eingefangen werden können. Insbesondere denken wir Rassismus, Sexismus und – um einen neuen Ausdruck zu prägen – «agism» (die Unterdrückung der Jungen und Alten durch die mittlere Generation). Solche Phänomene kommen fast überall vor, und obschon der Kapitalismus sie ausgenutzt hat, um ein System unter der Herrschaft von weißen Männern im mittleren Alter zu schaffen, werden diese repressiven Strukturen nicht zugleich mit dem Kapitalismus verschwinden. Und doch sollte «Entwicklung» nicht verstanden werden als ein Machttransfer von der einen zur anderen Gruppe von mittlerem Alter.

Die allgemeine Norm der «sozialen Gerechtigkeit» lenkt unsere Aufmerksamkeit auf Gesellschaften, in denen die *Partizipation in allen Bereichen* zwischen Geschlechts- und Altersgruppen, in Familie, Schule, Arbeit und im öffentlichen Leben *gleichmäßiger verteilt* ist – z.B. auch bei den öffentlichen Verkehrsmitteln (eine scheinbar unbedeutende Sache), von denen weder ganz junge noch sehr alte Leute ausgeschlossen werden sollten. (Sie werden diskriminiert einfach dadurch, weil sie nicht in die Fahrzeuge hineingelangen können.) Und trotzdem – «Entwicklung» beinhaltet nicht einfachhin gleichmäßigere Partizipation der Farbigen, der Frauen, der sehr Jungen und sehr Alten z.B. im amerikanischen oder russischen Geheimdienst; in einer ausbeuterischen multinationalen Gesellschaft, die sinnlose Güter produziert, oder in einem repressiven Universitätssystem. Es ist sehr zu hoffen, daß uns die in Frauen- und Jugend-Revolutionen hervorgerufene Energie auf horizontalere Gesellschaften hinbewegt und nicht nur eine egalitäre Verteilung des Rechts, einander auszubeuten, mit sich bringt. (Hoffentlich wird diesen Bewegungen später die Revolution der alten Leute folgen, daß sie das Recht der Partizipation erlangen und nicht in Altersheimen u. ä. an den Rand der Gesellschaft gedrückt werden.)

Angesichts dieser Perspektiven ist sich der Autor als weißer Mann mittleren Alters schmerzlich bewußt, daß solche Änderungen einschneiden und verletzen. (Es ist bedeutend leichter, als nichtkapitalistischer Mann gegen den Kapitalismus zu kämpfen als sich der Herrschaft der Männer zu widersetzen.) Er ist aber auch voller Hoffnung, daß andere Gruppen die Gesellschaft mit anderen Lebensstilen prägen können, die weniger vertikal, individualistisch und auf Konkurrenz eingestellt sind und nicht bloß die von uns geschaffenen Machtpositionen in der Gesellschaft selber erobern möchten.

## Bevölkerung

Werden die oben erwähnten Maßnahmen zur Lösung des «Bevölkerungsproblems» beitragen? *Die Antwort hängt davon ab, wie das Problem definiert wird.* Wenn als nichthinterfragtes Axiom angenommen wird, daß die Lösung in einer Reduzierung (oder wenigstens in der Verunmöglichung eines weiteren Wachstums) der Weltbevölkerung besteht, dann ist die Antwort ein klares Nein. Doch wir haben diese Annahme kritisiert und auf den folgenden augenfälligen Sachverhalt hingewiesen: in einer stark kapital- und forschungsintensiven Wirtschaft mit sehr hoher Produktivität im Zentrum wird die Peripherie immer unfähiger, als Produzent und/oder als Konsument daran teilzuhaben und teilzunehmen. In einer arbeitsintensiven Wirtschaft hingegen setzen die Arbeiter ihre Arbeit mindestens in Güter für ihre eigene Reproduktion um, möglicherweise auch in zusätzliche Güter, wenn mittlere Technologien angewandt werden. Da dies der Kern der oben gemachten Vorschläge ist – Self-Reliance, mittlere Wirtschaftskreisläufe, niedrigere Produktivität –, gibt es eine eingebaute Lösung des Bevölkerungsproblems: *ein anderes Wirtschaftssystem*, das dem chinesischen ähnelt. Doch der Hinweis auf dieses Land bringt auch deutlich zum Vorschein, daß dies höchstens *ein* Aspekt des Gesamtbildes sein kann; denn die Chinesen praktizieren selber – und sogar eine sehr strikte Familienplanung.

### Familienplanung

Nach unserer Auffassung sollte Familienplanung praktiziert werden, aber nicht als ein Weg, den Druck auf unsere Ressourcen zu mildern, – mindestens nicht heute, nur wenn die Bevölkerung viel größer wird. Der Erfolg der sozialistischen Länder in der Befriedigung der Grundbedürfnisse liefert den klaren Beweis für die These, daß arme Länder fähig sind, selbst eine wachsende Bevölkerung hinreichend zu ernähren, wenn einmal gewisse fundamentale Strukturänderungen stattgefunden haben.

Es gibt aber noch mindestens *drei andere, sehr gute Gründe* für die Begrenzung der Bevölkerung:

► Wenn die Eltern, vor allem die Frauen (bei unserer üblichen Arbeitsteilung) ein erfüllteres Leben führen sollen, kann die Anzahl ihrer gewünschten Kinder nicht unbegrenzt sein.

► Wenn die menschliche Gesellschaft weiterhin innovatorisch sein und neue Formen schaffen soll, brauchen wir Raum; wir können nicht den ganzen Planeten überfüllen, selbst wenn wir die Bevölkerung hinreichend ernähren könnten.

► Früher oder später werden die äußeren Grenzen erreicht sein. Es ist klar, daß wir uns nicht unablässig vervielfachen können, auch wenn wir heute noch weit von diesen Grenzen entfernt sind (Südasiens möglicherweise ausgenommen).

### Keine demopolitischen Forderungen den andern gegenüber

Wir sind also vorsichtig bei der Aufstellung von Normen. Offensichtlich wäre die einfachste Norm die, daß von zwei Menschen durchschnittlich zwei Menschen kommen sollen. Dies ist jedoch für unterbevölkerte Regionen (Afrika? Lateinamerika?) zu wenig, um eine arbeitsintensive Wirt-

schaft einzuführen. Die Norm dürfte hingegen in den Zentrum-Ländern sinnvoll sein. Der springende Punkt besteht darin, irgendeine Norm zu vermeiden, die eine spezifische Gruppe anvisiert – z.B. die Armen in den armen Ländern als die Gruppe, die ihre Zahl beschränken sollte. Daß diese Forderung *demopolitisch* Natur ist, kann sehr klar gesehen werden, indem von der entgegengesetzten Seite her argumentiert und gefragt wird:

Wer hat an den meisten Kriegen seit 1945 teilgenommen? Wer ist an der Spitze der meisten Institutionen, die den kapitalistischen Imperialismus konstituieren? Wer befindet sich in den obersten Entscheidungsinstanzen der Struktur, in der heute am meisten Unterdrückung vorkommt? Wer sind die Verantwortlichen für den größten Teil der Erschöpfung der Rohstoffe und der Umweltverschmutzung in der Welt? Wo sind die 6% der Weltbevölkerung, die 33% der jährlichen Ölproduktion der Welt verbrauchen?

Nehmen wir an, ein Institut in New York, bestehend aus lateinamerikanischen, afrikanischen und asiatischen Demographen, würde untersuchen, wie das nordamerikanische Volk Vorurteile gegen eine drastische Reduzierung seiner Bevölkerung überwinden könnte. Es dürfte in den USA auf starken Widerstand stoßen. – Der entsprechende Widerstand gegen US-Institute derselben Art (z.B. in Delhi) explodierte vor den westlichen Delegationen an der Weltbevölkerungskonferenz der Vereinten Nationen in Bukarest 1974.

Kurz, die Überlegungen richten sich nicht gegen Familienplanung, sondern gegen ihre Verwendung als Instrument für die Interessen der kapitalistischen Wirtschaften; sie richten sich dagegen, daß die Leute in den Zentren geschützt werden, indem man viele Millionen Menschen in den Peripherien verhungern läßt.

Bei all diesen Überlegungen ist daran zu erinnern, daß die strukturellen Änderungen nur eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für die Lösung der genannten Weltprobleme sind.<sup>3</sup> *Johan Galtung, Oslo und Dubrovnik*  
Aus dem Englischen übersetzt von Georges Enderle

<sup>3</sup> Anmerkung des Übersetzers: Zum Schluß sei auf das neue Werk des Verfassers hingewiesen: Johan Galtung, *Essays in Peace Research*, 3 Bände, Christian Ejlertsen, Kopenhagen. Der erste Band «Peace: Research – Education – Action» erschien 1975. Es folgen Band II: «Peace, War and Defense», Band III: «Peace and Social Structure», Band IV: «Peace and World Structure» und Band V: «Peace Problems: Some Case Studies».

### Die katholische Kirchgemeinde Langnau ZH

sucht einen

## vollamtlichen Katecheten

für die Mittel- und Oberstufe und nach Interesse und Ausbildung Mitarbeit in der Pfarrei.

Nähere Auskunft erteilt gerne Pfarrer F. Marty,  
8135 Langnau ZH, Tel. (01) 713 22 22.

Bewerbungen sind zu richten an Kath. Kirchenpflege,  
Herrn M. Schenk, Ackerstraße 1, 8135 Langnau ZH

## Liturgiereform – nun auch im Osten?

Auf westliche Christen übt der Formenreichtum östlicher Liturgien immer dann eine eigenartige Faszination aus, wenn sie der eigenen Nüchternheit und der Priorität des Wortes müde sind, wie sie vor allem in den Kirchen der Reformation zum Durchbruch kam. Auch angesichts des Wort-Rationalismus in der derzeitigen Phase römisch-katholischer Liturgiereform flüchten nicht wenige in die Feierlichkeit orientalischer Riten, in denen das Bild, das Symbol im Vordergrund steht und in denen das byzantinische Hofzeremoniell jenen Eindruck von entrückter Mystik bewirkt, der zu so manchen Banalitäten «alltagsverbundener» Gottesdienste kontrastiert. Tatsächlich ist es das Ziel östlicher Liturgie, die Gläubigen bereits hier auf Erden etwas von der Herrlichkeit des angebrochenen Gottesreiches erfahren zu lassen. Sie sollen sich in das geheimnisvolle göttliche Heilswirken einbezogen fühlen, dessen mystische Darstellung die Liturgie ist. Als solche will diese zugleich ein Lehrstück des christlichen Glaubens, eine großartig konzipierte Katechese sein, die das Dogma lebendig und für den Gläubigen fühlbar macht.

Aber hierfür zeigen sich ausgerechnet in den Heimatländern dieser Liturgien heute erhebliche Schwierigkeiten. Es ist eine Tatsache, daß die östlichen Gläubigen ihre Liturgie in manchen Teilen nicht mehr verstehen und dementsprechend auch nicht mehr mitvollziehen können.

### Die unverstandene Liturgie

Nicht ohne Bitterkeit bemerkte bereits Patriarch Athenagoras, daß die liturgischen Feiern oft einer «Darstellung von Schlafwandlern vor einem eingeschlafenen Publikum» gleichen und meinte: «Das kann so nicht weitergehen.»<sup>1</sup>

Der Realist und Seelsorger Athenagoras hatte längst erkannt, daß die Liturgie in ihrer altherwürdigen und seit Jahrhunderten unveränderten Form bei aller Schönheit und Tiefe den Verstand und selbst die Herzen der Gläubigen oft nur noch schwer erreicht. Die Gründe liegen auf der Hand. Noch immer erinnern Teile der Liturgie an frühchristliche Praktiken, die schon viele Jahrhunderte zuvor aufgegeben worden sind, wie beispielsweise an das Katechumenat. Noch immer wird für die Taufbewerber gebetet und diese feierlich vor dem Glaubensbekenntnis zum Verlassen der Kirche aufgefordert, obwohl schon längst keine Katechumenen mehr existieren. Der Diakon singt mit lauter Stimme, daß die Türen zu schließen seien, wengleich dies nicht mehr geschieht, da man ja die Arkandisziplin (welche alle Ungetauften von einer Teilnahme an der Eucharistiefeier ausschloß) bereits vor undenklichen Zeiten aufgegeben hat. Aber dies alles sind vergleichsweise unbedeutende Details, wenn man in Betracht zieht, daß insbesondere die *Sprache* nicht mehr verstanden wird.

Schon die griechische Liturgie erstarrte in der altgriechischen Sprache. Die einzige Entwicklung bestand darin, daß diese altgriechische Sprache neugriechisch ausgesprochen wurde. Eine ähnliche Entwicklung läßt sich auch beim Altslawischen feststellen, das heute ohne Nasallaute und mit entsprechender landessprachlicher Färbung (russisch, ukrainisch usw.) prononciert wird. Doch dies macht die alten Sprachen für die heutigen Gläubigen nicht viel verständlicher.

Zwar wurde vom byzantinischen Raum aus stets in der Landessprache missioniert. So kamen beispielsweise die Slawen im 8./9. Jahrhundert zu einer Liturgie in slawischer Sprache. Als jedoch in der Folgezeit die slawischen Stämme auseinanderfielen und sich zu unterschiedlichen Völkern mit eigener Sprache entwickelten, da machte die Kirche diese Entwicklung nicht mit, was zur Folge hatte, daß das Altslawische

<sup>1</sup> O. Clément, *Dialogue avec le patriarche Athénagoras*, Paris 1969, S. 277.

als Liturgiesprache bei den Bulgaren, Russen, Serben und Ukrainern erhalten blieb, wie das Altgriechische in den griechischen Patriarchaten des Ostens. (Ähnliche Entwicklungen finden sich übrigens auch bei den andern orientalischen Kirchen.)

### **Erfordernisse der Zeit**

Solange bei den genannten Völkerschaften der christliche Einfluß dominierte, der orthodoxe Glaube Staatsreligion war und die Liturgiesprache noch in manchen Lebensbereichen erhalten blieb, ganz abgesehen davon, daß sie auch an den Schulen doziert wurde und gelernt werden mußte, mochte diese Zweiteilung zwischen lebendiger Volkssprache und toter Liturgiesprache angehen. Doch inzwischen hat sich insbesondere im slawischen Raum die politische Situation grundlegend geändert.

Unter der Herrschaft der Kommunisten verlor die orthodoxe Kirche in den meisten Ländern jegliche Möglichkeit zur religiösen Unterweisung und wurde völlig auf den Kirchenraum zurückgebunden. Damit erhielt aber auch die Liturgie als Lehrstück des christlichen Glaubens wieder eine ganz andere Bedeutung. Und dabei wurde immer deutlicher der Mangel fühlbar, daß die jüngere Generation, die in einer atheistischen Umwelt kaum mehr Kontakt zum Kirchenslawischen findet, die Liturgiesprache und damit die Aussagen des Gottesdienstes nicht mehr versteht.

Es war sicherlich kein Zufall, wenn einer der dynamischsten und fortschrittlichsten Hierarchen des Moskauer Patriarchats, Metropolit *Nikodim*, ausgerechnet bei einer Begegnung mit der katholischen Kirche in Trient im Juni 1975 die Bedeutung eines liturgischen «aggiornamento» bei seiner Kirche herbohr. Er erklärte:

«Eines der wichtigsten gegenwärtigen Probleme für uns ist die allmähliche Einführung der für alle verständlichen russischen Sprache in den Gottesdienst. Bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurden die ersten Versuche unternommen, die Heilige Schrift ins Russische zu übersetzen, und im Jahre 1862 erhielten weite Kreise orthodoxer Gläubiger die Möglichkeit, bei sich zu Hause das ganze Neue Testament, später auch die vollständige Bibel in ihrer Muttersprache zu lesen. Mit der Zeit machte sich das Bedürfnis bemerkbar, einen für alle verständlichen Bibeltext in den Predigten und in der volkstümlichen Erbauungsliteratur zu verwenden. Schließlich ist es heute, nach Meinung vieler, durchaus wünschenswert, ja oftmals notwendig, den russischen Text der Heiligen Schrift bei den liturgischen Evangelien- und Epistellecturen sowie einigen anderen Lesungen in der Kirche (beispielsweise beim Hexapsalmos, bei den Paroimien usw.) zu verwenden.»

Metropolit *Nikodim* verschwieg dabei in keiner Weise, daß ein solcher Übergang zur Landessprache auch bei den russischen Gläubigen nicht ungeteilten Beifall findet:

«Es versteht sich von selbst, daß manche Leute Änderungen dieser Art begrüßen, andere sie ablehnen. Dabei sind die Motive derer, die dieser Änderung widerstreben, durchaus verschieden: Die einen glauben, daß man den Übergang zur russischen Sprache nicht überstürzen dürfe, solange nicht alle Probleme erschöpfend besprochen und alle notwendigen Voraussetzungen für die Verwirklichung eines solchen Vorhabens geschaffen sind (Vorhandensein einer hohen Ansprüchen genügenden kirchlich autorisierten Übersetzung, Druck eines dem liturgischen Gebrauch angemessenen und sorgfältig revidierten Textes in würdiger Ausstattung, Ausbildung eines entsprechenden Lesestils, Ersetzung einiger liturgischer Lesungen durch andere, passendere, allgemeine Übereinstimmung hinsichtlich der Einführung der russischen Sprache und in bezug auf die Grenzen, innerhalb derer die Ersetzung des Kirchenslawischen durch das Russische wünschenswert und möglich ist).

Andere stehen vielleicht der Haltung nahe, die Erzbischof Angelo Fernandez von Neu-Delhi in Sagorsk so beschrieben hat: «Unbeweglichkeit wird von ihnen verwechselt mit Treue zu Gott und seiner Offenbarung.» Aber man muß, wie der hochwürdige Erzbischof von Neu-Delhi vollkommen richtig hervorgehoben hat, in diesem letztgenannten Falle dessen eingedenk sein, daß «wir fähig sein müssen, auf diese Mentalität einzugehen und ihr mit großem seelsorglichen Feingefühl zu begegnen.»

Nach *Nikodim* haben die Gläubigen in jenen wenigen Gemeinden, wo dies versucht wurde, den Gebrauch der russischen Sprache durchaus begrüßt. Allerdings gebe es auch noch psychologische Barrieren zu überwinden, da die Einführung der Landessprache in der Liturgie einst eines der wichtigen Postulate der (von den Kommunisten geförderten) «Erneuererkirche» der zwanziger Jahre gewesen sei, welche die «gesamte kirchliche Überlieferung ohne Ehrfurcht und Pietät behandelt» habe und damit diese Idee in Verruf brachte.

«Hier zeigt sich bisweilen die psychologische Schranke, die in den Jahren des schismatischen Erneuerertums beim orthodoxen Volk entstanden ist, um die wesentlichen kirchlichen Überlieferungen zu verteidigen. Diese Barriere kann nicht mit einem Schlag überwunden werden. Ein anderes, nicht weniger wichtiges Hindernis besteht darin, daß die Sprache der vorhandenen russischen Bibelübersetzungen verbesserungsbedürftig ist. Aus diesem Grunde ist es unmöglich, planmäßig alle Lesungen in russischer Sprache wiederzugeben.»<sup>2</sup>

Neben der Forderung nach einer sachgerechten und guten Übersetzung der liturgischen Texte verlangt *Nikodim* durchaus logisch auch nach einem Predigtstil, der für den Zuhörer verständlich und nicht mit archaisierenden (altslawischen) Ausdrücken durchsetzt ist. Er erinnert dabei an ein Wort des Völkerapostels Paulus in 1 Kor 14, 8 f.: «Wenn die Posaune einen undeutlichen Ton gibt, wer wird sich zum Streit rüsten? So auch ihr, wenn ihr in Zungen unverständliche Worte redet, wie kann man wissen, was ihr sprecht? Ihr werdet in den Wind reden.»

### **Hauptwiderstände gegen eine Liturgiereform**

So einsichtig die Äußerungen des Metropoliten auch klingen mögen, so sind sie unter den gegebenen Verhältnissen kaum mehr als Wunschträume. Denn das eigentliche, alles entscheidende Hindernis konnte er aus begrifflichen Gründen kaum andeuten. Es sind die Kommunisten. Wenn jemand, so haben gerade sie keinerlei Interesse, daß die Liturgie durch Einführung der Landessprache verständlicher und ihrer Lehrfunktion gerechter wird. Und sie besitzen auch das beste Mittel, eine solche Reform zu verhindern.

Was nützt die beste Übersetzung liturgischer Texte ins Russische, wenn absolut keine Möglichkeit besteht, diese zu veröffentlichen. Denn seit über 50 Jahren durften in der Sowjetunion keine liturgischen Bücher mehr publiziert werden. Und selbst die russischen Bibelausgaben erschienen nur in einer verschwindend kleinen Auflage und dürften vorwiegend für die Auslandspropaganda bestimmt gewesen sein. In den Gemeinden der UdSSR jedenfalls kamen sie kaum zum Einsatz. Man ist daselbst schon glücklich, wenn man über die allernotwendigsten liturgischen Bücher auf Altslawisch verfügt.

Im Angesicht solcher Realitäten dürfte das sprachliche «aggiornamento» der Liturgie in der Sowjetunion wie in den meisten übrigen kommunistisch beherrschten Ländern noch lange auf sich warten lassen.

Auch was die Änderungen bei den liturgischen Formen anbelangt, so ist in diesem Punkte ebenfalls nicht mit raschen Entscheidungen zu rechnen. Sie stehen zwar bereits auf der Traktandenliste eines kommenden Panorthodoxen Konzils, doch das Datum dieser Versammlung wird von Jahr zu Jahr hinausgeschoben, um so mehr, als die gegenwärtigen politischen Konstellationen einer Einberufung dieses Konzils nicht günstig sind. In nächster Zeit sind kaum tiefgreifende Veränderungen zu erwarten oder zu befürchten. Der recht ausgeprägte orthodoxe Traditionalismus in diesen Belangen wird kaum zu überbordenden Experimenten führen. Zudem fühlen

<sup>2</sup> Metr. *Nikodim* Rotow, Welt im Wandel in «Stimme der Orthodxie» Nr. 11, Berlin-Ost 1975, S. 41-43.

sich die Orthodoxen auch durch die Erfahrungen der lateinischen Liturgiereform, die sie aufmerksam verfolgten, gewarnt.

Immerhin bleibt auch hier nochmals eine Einzelinitiative des Metropoliten Nikodim zu erwähnen. Wohl nicht zuletzt auch aus der Einsicht, daß nicht mit großen Änderungen zu rechnen sei, förderte er die Wiederbelebung eines alten Meßformulars, das im slawischen Raum schon längst außer Gebrauch gekommen war und in Griechenland nur noch am 23. Oktober gefeiert wurde: die Liturgie des hl. Jakobus. Dieses in seiner Grundstruktur nicht weniger alte Formular als die dem hl. Basilius und dem hl. Johannes Chrysostomus zugeschriebenen Texte zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß es kürzer ist als die Basilius- und die Chrysostomus-Liturgie. Die Anaphora der Jakobus-Liturgie wurde übrigens auch bei der lateinischen Liturgiereform nach dem II. Vatikanischen Konzil dem zweiten Hochgebiet zugrunde gelegt. Es zeigen sich hier interessanterweise also gleichlaufende Bestrebungen in Ost und West.

Allerdings bleibt noch abzuwarten, ob der Neueinführung der Jakobus-Liturgie im Moskauer Patriarchat Erfolg beschieden ist. Vorerst fehlen auch hierbei die notwendigen technischen Mittel zur weiteren Verbreitung dieser Liturgie. Zudem setzen sich Neuerungen nur schwer durch. So scheiterte ein ähnlicher Versuch, der um die Jahrhundertwende in Griechenland unternommen wurde, recht kläglich.

Für die nahe Zukunft dürfte der orthodoxe Anlauf zu einer Liturgiereform auf einige in Umfang und Mitteln höchst bescheidene Experimente beschränkt und somit – bis auf weiteres – kaum mehr als Theorie bleiben. *Robert Hotz*

## Buchbesprechung

**Hans Stirnimann: Existenzgrundlagen und traditionelles Handwerk der Pangwa von SW-Tansania.** Freiburg (Schweiz): Universitätsverlag 1976. 311 S. Fr. 48.— (= Studia Ethnographica Friburgensia 4).

Das Land der Pangwa liegt im Ausstrahlungsgebiet der Mission von Peramiho, wo die Missionsgesellschaft vom hl. Benediktus aus St. Ottilien 1898 mit der Gründung des Klosters Peramiho ihre Arbeit in SW-Tansania aufnahm. Von Peramiho aus, das südöstlich vom Pangwa-Land liegt, wurden die Stationen Lugalawa, Madunda, Lupanga, Mundinde, Luvana und Manga bei den Pangwa selbst gegründet, einem Volk, über das bis

zum Erscheinen des vorliegenden Werkes wissenschaftlich so gut wie nichts bekannt war.

H. Stirnimann führte von 1964 bis 1970 eine ethnologische Feldforschung bei den Pangwa durch, von deren Ergebnissen er nun den Teil vorlegt, der die wirtschaftlichen Grundlagen und deren Verflechtung in die Gesamtkultur bei den Pangwa behandelt. Die Existenzgrundlage der Pangwa bildet der Ackerbau, der durch Sammelwirtschaft, Jagd und Viehhaltung ergänzt wird. Dieser Ackerbau entspricht jedoch nicht demjenigen, den wir kennen, sondern ist der äußerst arbeitsintensive auf Brandrodung und Anbauflächenwechsel (der immer neue Rodungsarbeit durch Feuer und Beil benötigt) basierende Hackbau, eine Form der Landwirtschaft, die bei uns von Landwirtschaftsexperten zwar häufig kritisiert wird, für die dortigen Verhältnisse jedoch die derzeit einzig mögliche darstellt.

Mit der ausführlichen Beschreibung rein wirtschafts-ethnologischer Fakten wie Rodungs- und Anbautechniken, Anbaupflanzen, Arbeitsgeräten, Nahrungszubereitung usw. gibt sich der Autor jedoch noch nicht zufrieden, ist doch die rein ökonomische Tätigkeit nur in einem größeren kulturellen Zusammenhang zu sehen und wird erst durch Betrachtung desselben voll verständlich. So versteht es Stirnimann in vorbildhafter Weise, die wirtschaftlichen Tätigkeiten der Pangwa, auf denen ihre Existenz basiert, in Zusammenhang mit ihren Rechtsvorstellungen bezüglich des Bodenrechtes, ihrem Brauchtum in bezug auf den Anbauzyklus, ihrer Ahnenverehrung, ihrer Sozialorganisation in bezug auf die Organisation der Feldarbeit usw. darzustellen. Dadurch wird nicht nur die Wirtschaftsethnologie, Ergologie und Technologie der Pangwa dargestellt, sondern es wird auch reiches Datenmaterial zur Religionsethnologie, Rechtsethnologie, Ethnosozio-logie, Brauchtumskunde verarbeitet, wobei jedoch als Ausgangspunkt und als Bindeglied für alle kulturellen Tätigkeiten die die Existenz sichernde Wirtschaftstätigkeit dient, was dem Werk eine Geschlossenheit und Übersichtlichkeit der Darstellung vermit-telt, die andere Monographien meist vermissen lassen.

Selbst die Sprache der Pangwa kommt in diesem Rahmen nicht zu kurz, da für alle Anbaupflanzen, Werkzeuge, Tätigkeiten, Symbole, Brauchtümer usw. auch die einheimischen Termini, bzw. bei traditionellen Gebeten, Sprüchen und Versen die Übersetzungen wiedergegeben werden, ein Vorgehen, das in der Ethnologie immer wieder verlangt, jedoch nur selten verwirklicht wird. Eine Ergänzung der Angaben zur Umschrift durch Darstellung des gesamten phonetischen Bestandes der Pangwa-Sprache wäre hier allerdings wünschenswert.

Für den Wissenschaftler stellt das Buch eine wertvolle Bereicherung des ethnologischen Wissens über Afrika dar, dessen in langer Arbeit gesammelte Datenfülle und Datenzusammenstellung weiterer Afrikaforschung zum Vorbild gereichen kann. Dem Missionar zeigt es eine einheimische Bevölkerungsgruppe – besonders was traditionelles Brauchtum, Ahnenverehrung und Kultpraktiken angeht – von einem Blickwinkel, der seiner Arbeit neue Perspektiven ermöglichen mag.<sup>1</sup> Doch auch einem interessierten Publikum, das sich ganz einfach fragt, wie der im vom großen Weltgeschehen unberührten Hinterland lebende Afrikaner nun eigentlich seinen Alltag bewältigt und gestaltet, kann dieses Buch nur bestens empfohlen werden. *Rupert Moser, Bern*

<sup>1</sup> Vgl. Gelebte Versöhnung bei den Pangwa in Tansania (Orientierung 3/1975, S. 27ff.), ein Artikel Stirnimanns, der inzwischen Gegenstand einer Pastoralkonferenz in Tansania wurde (Red.)

## Zur Titelseite

«Das Fortgehen Jesu und das Kommen des Geistes oder Christi Himmelfahrt» heißt das ganze Essay, aus dem wir einen Abschnitt entnommen haben. Es findet sich neben Radio-Ansprachen, Vorträgen und weiteren Essays in «Alter Glaube in neuer Freiheit» von Walter Kern (Tyrolia Verlag 1976). Das Sammelbändchen (154 Seiten) umkreist verschiedene Themen, hat aber seine inhaltlichen Schwerpunkte. Wie der Titel sagt, geht es um «alt» und «neu». Gegen weit verbreitete Vorstellung zeigt der Autor, daß der Gott des alten Glaubens keineswegs ein Konkurrent der menschlichen Freiheit ist, sondern daß er diese gerade ermöglicht und immer neu weckt. Damit zusammenhängend werden die eschatologischen Themen «Gericht, Himmel, Hölle, Fegfeuer» angesprochen: «Der Himmel beginnt jetzt schon überall dort, wo die Versöhnung, der Frieden und die Gerechtigkeit der Seligpreisungen Jesu unter uns Wurzel schlagen» (S. 43). – Auch wenn Walter Kern Universitätsprofessor ist (für Fundamentaltheologie in Innsbruck), ist sein Sammelbändchen für ein weiteres Publikum geeignet, da zahlreiche und gutgewählte Beispiele das Verstehen erleichtern. *R.S.*



**O**RIENTIERUNG *Herausgeber:* Institut für weltanschauliche Fragen  
*Redaktion:* Ludwig Kaufmann, Raymond Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Werner Heierle, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin  
*Anschrift von Redaktion und Administration:* Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60  
*Bestellungen, Abonnemente:* Administration  
*Einzahlungen:* «Orientierung, Zürich»  
*Schweiz:* Postcheck Zürich 80-27842  
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto Nr. 0842-556967-61  
*Deutschland:* Postcheck Stuttgart 62 90-700  
*Österreich:* Postsparkasse Wien Konto Nr. 2390.127  
*Italien:* Postcheck Roma 1/28545  
*Abonnementspreise:*  
*Schweiz:* Fr. 28.— / Halbjahr Fr. 16.— / Studenten Fr. 19.—  
*Deutschland:* DM 29.— / Halbjahr DM 16.— / Studenten DM 20.—  
*Österreich:* öS 195.— / Halbjahr öS 120.— / Studenten öS 120.—  
*Übrige Länder:* sFr. 28.— plus Versandkosten  
*Gönnerabonnement:* Fr./DM 35.— (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)  
*Einzexemplar:* Fr./DM 1.70 / öS 10.— plus Porto